

dualität eine Entschuldigung für alle schlechten Resultate sein sollte (denn das ist Ihr zweites Steckenpferd), sondern auf das, was der einzelne ist und hervorbringt, oder auf productive Individualität kommt es an, nicht auf Möglichkeiten, die zu nichts führen, und nicht auf isolierte Tendenzen, hinter denen kein Wesen steckt. Sie werden lachen, denn Sie wissen das so gut wie ich. Aber was Sie aufschreiben, ist fast immer Gewicht in die entgegengesetzte Waagschale."

Darauf habe ich zu antworten:

Wir haben beide recht, mein liebes Kind. Sie haben recht, weil Sie ein Jüngling sind, und ich habe recht, denn ich bin ein Mann geworden. Das ist unsere ganze Differenz. Sie wähen jetzt noch, allein auf der Welt zu sein, nur um Ihre Willen, und wollen für sich selbst leben, nur um Ihres Lebens willen, nur zur Darstellung Ihres Wesens, diese muß Ihnen ja das Theuerste sein. Aber der Mann hat gehorchen gelernt; er entsagt sich, er weiß, daß er nicht allein ist; er hat eine andere Leidenschaft: er will helfen, will wirken. Er fühlt, daß die Welt nicht da ist, um sein Mittel zu sein, sondern er für sie, um ihr Diener zu werden. Jetzt lachen Sie freilich noch, das zu hören, aber warten Sie nur, wie Sie es lernen werden: denn das Leben gibt nicht nach. Dann werden Sie, gern oder gewaltsam, dort antkommen, wo ich seit fünf Jahren bin: einzusehen, daß wir nichts sind, wissenschaftlich oder nicht, als Gehilfen an den Werken des Schicksals, arme Agenten seiner ewigen Macht. Damals habe ich angefangen, von mir ab auf die Menschen hin zu sehen, um mein Vaterland zu fragen und die Stimme unserer Noth zu hören, die ruft, wohin wir sollen. Wer bin ich, was kann ich, wo darf ich nützen? Dies zu finden macht das ganze Leben des Menschen aus: wohin er gehört, wie er wirken kann und was seine Rolle ist. Die sich wehren und widersetzen wollen, weil ihnen das Eigene wichtiger ist als das Ganze, sind die Tragischen, sie müssen gebrochen werden. Wer aber seine Kraft gemessen hat und erkennt, wohin er mit ihr treten soll, ist gefeit, es kann ihm nichts mehr geschehen: weil er nothwendig geworden ist. Nothwendig werden, seinen Platz finden, seine Rolle wissen, dies ist alles.

Aber wo ist unser Platz in Oesterreich? Was ist unsere Rolle? Welches Werk sollen wir schaffen helfen? Das kann jeder nur aus sich erfahren. Es ist nicht für den Verstand zu beweisen, sein Gefühl muß es ihm sagen. Sehe jeder nur mit Ernst und Treue unser Vaterland an und höre sich! Ist es wahr, daß wir am Ende sind und uns nichts mehr vergönnt werden kann als die Schönheit von Sterbenden zu haben? Ja das glauben viele und die müssen sich abwenden von den Thätigen; lassen wir sie noch einmal herüber grüßen und mit einer edlen Geste zum Tode gehen! Aber ich glaube das nicht. Ich will nicht. Ich glaube, daß wir leben werden. Ich glaube, daß wir an einem Anfang sind. Ich glaube, daß wir ein neues Oesterreich bereiten sollen. Schon fühle ich es in unseren Menschen wie an Bäumen im Frühling sich regen, ich höre eine ungeheure Sehnsucht pochen, Männer sehe ich vor mir, bereit, alles dafür zu wagen, und gewiß, daß es nicht umsonst sein wird. Ich bin gewiß, daß wir berufen sind, unserem alten Volkswesen eine neue Form zu geben; unsere österreichische Kultur zu schaffen. Das müssen Sie mir gelten lassen, sonst leugnen Sie mir mein Leben ab.

Eine österreichische Kultur! Damit ist mein ganzes Thun bestimmt. Sie ist mein Gesetz. Von ihr leite ich alles ab. Nun werden Sie gleich einsehen, warum ich „fortwährend Tendenzen protegieren“, warum ich manchmal „schlechte Resultate“ mit ihrer „Individualität“ zu „entschuldigen“ bereit bin und warum ich manches Werk hinnehmen muß, von dem ich schon auch weiß, daß es anders sein könnte und besser sein sollte.

Mein Gesetz ist, daß Jeder von uns helfen soll, unsere österreichische Kultur bereiten. Ziehen Sie seine Folgen! Das erste ist, daß wir, wie mit einer Mauer, die abhalten müssen, welche uns, durch Zweifel oder Furcht, an unserer Arbeit irre machen können; ich hasse die „geschickten Leute“, die vernichten. Wer nicht an unser Werk, nicht an unser Leben glaubt, darf nicht in unsere Nähe gelassen werden. Ich wehre ab, was mir unösterreichisch scheint oder keine Kraft und keinen Muth zum Leben hat. Das zweite ist: unsere Arbeiter bei Lust und Laune zu erhalten. Ich rufe ihnen zu, ich singe ihnen vor. Das sind die „Tendenzen“, die ich „protegieren!“ Sie dürfen nicht müde werden, dazu muß ich meine Militärmusik machen. Das dritte ist: vor allem muß einmal die Arbeit gethan, das Werk gebaut, die Functionen einer neuen Kultur müssen eingeübt werden, um des Thuns, um des Bauens, um des Lebens willen, damit nur überhaupt doch endlich einmal gethan, gebaut, geübt wird, so gut oder so schlecht es eben geht. Das „Alles oder Nichts“ des Jhsen ist falsch für uns; für uns ist das Schlechte immer noch besser als nichts; schaffen, irgend etwas schaffen, das Geringste schaffen, müssen wir erst wieder lernen. Wir sind arme Leute, wir haben nicht viele Kräfte, wir dürfen nicht wählerisch sein; vor allem muß einmal begonnen werden, da muß uns jeder recht sein. Wenn mir einer einen Cessell bringt, einen naiv wienerischen Cessell, den er gemacht hat, wie gut man es bei uns halt kann, aber dabei treuherzig unseren österreichischen Geschmack ausdrückend, so weiß ich auch, daß es englische Cessell gibt, die schöner sind, aber dieser

Wiener ist mir lieber: denn zuerst muß einmal bei uns wieder geschaffen werden, meinethwegen sogar schlecht, nur so können wir lernen, es später besser zu machen. Lassen Sie es mich in meinem alten Wilde vom Theater sagen: Unser Stück einer neuen österreichischen Kultur muß vor allem einmal aufgeführt werden, da theilt man die Rollen an die Nächsten aus, später wird es schon auch noch gut gespielt werden, hoffentlich.

Später, wenn unser Stück nur erst einmal geht und Sie selber mit dabei sein werden, dann werden Sie über manches anders denken und auch, lieber Freund, gerechter über mich, den armen Inspecienten, der seine Plage mit den ersten Proben gehabt hat.

Hermann Bahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Es hat sich allmählich in Oesterreich die vom landesüblichen Pessimismus angefränkelte Anschauung eingebürgert, daß unsere Ministerpräsidenten talentlose Leute seien. Dem ist aber nicht so. Zum Regieren gerade haben sie allerdings kein Talent. Es kann ja auch nicht jeder Mensch zu allem Talent haben. Aber Talente haben unsere Ministerpräsidenten, das ist gewiß. Fürst Windischgrätz war ein vorzüglicher Stimmenimitator, Graf Badeni war ein amüsanter Anekdotenerzähler und Graf Thun — nun, das weiß man Gott sei dank schon — Graf Thun ist ein virtuoser Coriandoliverfer.

Fürst Windischgrätz und Graf Badeni waren schüchtern genug, ihre eigentlichen Talente zu verbergen. Man hat nie davon gehört, daß etwa Fürst Windischgrätz bei der „Waldschnepe“ als Stimmenimitator oder Graf Badeni im Café Aboles als Anekdotenerzähler aufgetreten wäre. Die Folge davon war, daß das weitere Publicum, welches diese Talente nie zu bewundern Gelegenheit hatte, die betreffenden Ministerpräsidenten für talentlose Leute hielt. Mit diesem alten Pops hat Graf Thun energisch aufgeräumt. Im Interesse des Ansehens des österreichischen Ministerpräsidentiums hat er sich entschlossen, sein Talent der Welt zu zeigen. Wer noch an der überkommenen Anschauung festhält, daß der österreichische Ministerpräsident ein talentloser Mensch sein muß, kann sich jeden Abend im Prater vom Gegentheil überzeugen. Die von ihm mit den Coriandoli beworfenen Damen sind schon heute, wo Graf Thun kaum vier Monate im Amte und „Benedig in Wien“ kaum zwei Monate im Betrieb ist, einmüthig der Meinung, daß Graf Thun der beste Coriandoliverfer unter allen Staatsmännern und der bedeutendste Staatsmann unter allen Coriandoliverfern ist. Graf Thun hat es besser als seine Vorgänger verstanden, seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Fürst Windischgrätz und Graf Badeni begiengen die Verkehrtheit, öffentlich zu regieren und ihr eigentliches Talent im Privatleben zu verbergen. Graf Thun dagegen übt das Regieren nur im Geheimen, das Coriandoli-Werfen dagegen öffentlich aus.

Um nun von der öffentlichen zur privaten Thätigkeit des Grafen Thun überzugehen, so muß vorab bemerkt werden, daß über seine weiteren politischen Pläne der Deffentlichkeit absolut nichts bekannt geworden ist, sowie auch seine bereits gescheiterten politischen Pläne der Deffentlichkeit vorenthalten geblieben sind. Nur die indiscreten Wiener Correspondenten der czechischen Blätter verrathen ab und zu ein Wortlein darüber. Nach ihren Mittheilungen soll es im Ministerium zwei Parteien geben, die eine, welche für die Aufrechterhaltung, die andere, welche für die Aufhebung der Verfassung ist. Der letztgenannten Partei gehört auch der Landwirtschaftsminister Baron Rast an. Natürlich, weil es eine Nojseur wäre.

Wenn Prinzen ihr Examen ablegen sollen, haben die Lehrer ihre liebe Noth, die Prüfungsfragen so leicht zu formulieren, daß ihre hochgeborenen Candidaten nicht in Verlegenheit kommen. Aehnlich sind jetzt alle codificatorischen Genies der Monarchie damit beschäftigt, eine solche neue Verfassung anzuklügeln, die selbst dem Grafen Thun das Regieren nicht zu schwer machen würde. Die diesbezüglichen Anstrengungen sind leider bisher ohne Erfolg geblieben. Die Codificatoren trauen sich mit ihren Verfassungsprojecten nicht hervor, weil sie fürchten, daß auch bei der denkbar leichtesten Verfassung der Graf Thun noch immer durchfallen könnte. Und das wäre doch eine furchtbare Blamage. Da ist es vielleicht schon ehrenvoller, wenn er unter der alten Verfassung — durchfällt.

Die eigentliche Schwierigkeit der Situation — so schrieb unlängst der jungeczechische Abgeordnete Dr. Stransky — liegt in Budapest. Graf Thun nämlich wäre ganz gerne bereit, den ungarischen Ausgleich, auf Grund der Stransky'schen Interpretation, mit dem § 14 zu machen. Doch der Baron Banffy will diese Interpretation nicht annehmen. Wenn die Dinge so stehen, so ist doch der Ausweg aus dieser vertrackten Lage klar, und es wundert mich, daß noch niemand darauf gekommen ist: Man ernenne einfach den Dr. Stransky zum ungarischen Ministerpräsidenten, und der § 14-Ausgleich ist beiderseits perfect.

Wie wir hören, steht ein neuer Cyclus von unverbindlichen Besprechungen bevor. Graf Thun will, wie das alle großen Staatsmänner in kritischen Momenten zu thun pflegen, von den widerhaarigen Abgeordneten an die Wähler appellieren. Aber nicht, wie andere Staatsmänner, durch Ausschreibung von Neuwahlen. Sondern: Graf Thun beabsichtigt jetzt in unverbindliche Besprechungen mit den Wählern selbst einzutreten. Er wird jeden Tag zehn Wähler empfangen und mit ihnen über die Lage conferieren. Sobald er auf diese Weise mit sämmtlichen Wählern der im Reichsrathe